

Meine Damen und Herren, darf ich Sie als Powellaner oder Powellisten oder Poweliten ansprechen? Ein Begriff für uns muss sich ja erst noch herausbilden. In Russland gab es Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine Komponistengruppe, die sich selbstironisch „mogutschaja kutschka“ nannte, das mächtige Häuflein, und wenn ich so über die Tische schaue, passt das auch für uns einigermaßen. Also auf Englisch, liebe mighty, aber ganz gewiss auch happy few.

Anthony Powell selbst hat über sein wichtigstes Werk gesagt: „*A Dance to the Music of Time* is told, so to speak, over the dinner-table, rather than a recorded history.“ Wir sind hier also genau am richtigen Ort, um darüber zu sprechen. Es ist jedoch ein Wagnis, bei einem Dinner zu Ehren von Lawrence Langton Le Bas das Wort zu ergreifen, wie wir alle wissen – und wenn jemand es nicht weiß, weil sie oder er noch nicht zum dritten Band von „*A Dance to the Music of Time*“ vorgedrungen ist, wird er es mutmaßlich in etwa einer Stunde von Charles Ripley vorgetragen bekommen. Akzeptieren Sie es also so lange noch als Behauptung, denn wir befinden uns ja mit diesem dritten Teil des Romans und somit auch unserem heutigen Treffen in „the Acceptance World“. Nun ist Denis Scheck schon mutig vorgeprescht, und hat damit die Rolle von Mr Fettiplace-Jones übernommen, dem ersten Gastredner auf dem literarischen Le-Bas-Dinner. Und dankenswerterweise darf ich als Zweiter auf dem realen Le-Bas-Dinner auch programmgemäß sprechen und gehöre dadurch noch zu denen, die ein „appointed piece“ abliefern, einen erbetenen Beitrag, wie Heinz Feldmann das übersetzt. Aber damit ist die Reihe der Redner des heutigen Abends auch schon an ihrem Ende. „Es schien“, so heißt es im Buch, „dass Le Bas die Zahl seiner früheren Schüler, denen er interessante oder förderliche Kommentare zu entlocken hoffte, erschöpft hatte.“ Nun, wenn unser Vereinsvorstand das schon bei zwei Tischreden so sieht ... Zumal er bei Denis Scheck und mir nicht, wie im Roman geschehen, um Betrachtungen zu unseren

jeweiligen Tätigkeiten nachsuchte – das wäre ja auch ziemlich eintönig geworden –, sondern Blicke aufs Powellsche Werk erbat. Ob das nach dem nun folgenden zweiten Blick schon langweilig zu werden drohte? Wie dem auch sei: Nach mir also die Sintflut. Oder besser: Nach mir nur noch ein Kenneth Widmerpool.

Dem, was der im Buch als ungebetener Redner bei Le-Bas-Dinner mitzuteilen hat, will ich nicht vorgreifen. Nur so viel sei gesagt – es ist ja ohnehin unvergesslich –, dass seine unverlangte, dafür aber offenbar überlange Ansprache ungeplant ein spektakuläres Ende findet. Es ist das erste Mal, dass wir Widmerpool im Roman öffentlich reden hören, und diesen Misserfolg haben wir im Kopf, wenn er zwölf Jahre oder sieben Bände später, in „Books Do Furnish a Room“, dem zehnten Teil des „Dance“, als Parlamentarier ins britische Unterhaus einzieht – und noch einen Band später, der allerdings gleich weitere zehn Jahre überspringt, auch noch ins Oberhaus und das als lifetime peer. Bis zu seinem Tod im Jahr 1971, von dem wir gerade einmal sieben Seiten vor dem Ende der mehr als dreitausend zählenden Gesamtstrecke des Romanzyklus erfahren, hat Widmerpool also sechsundzwanzig Jahre lang Gelegenheit, erst die Commons und dann die Lords zu langweilen. Nicht, dass Powell das auch nur einmal explizit erwähnte; es ist gar nicht nötig, weil das mangelnde rhetorische Bravado Widmerpools ja zweitausend Seiten zuvor vorgeführt worden ist, und es mag zwar manche seltsame Wiederholungen im „Dance“ geben, doch nie welche, die Schlüsselstellen betreffen. Da verlässt sich Powell auf sein erzählerisches Bravado und eben die Erinnerung des Publikums.

Deshalb auch ist die zweite öffentliche Rede, die wir von Widmerpool kennen, keine aus dem Parlament, sondern wiederum eine auf einem Dinner, jenem festlichen Abend zu Ehren von Russell Gwinnet anlässlich der Verleihung des Magnus-Donners-Preises für Biographie, von dem in „Hearing Secret Harmonies“ erzählt wird. Der Parallelismus der Ereignisse – wieder spricht Widmerpool unerwartet, wieder wird seine Rede durch einen Knalleffekt

beendet – setzt die Kenntnis des ersten unglücklichen Auftritts voraus, denn damit erst wird die Spannung, wie es wohl diesmal ablaufen werde, richtig unerträglich. Und man kann sagen, dass Powell unsere Erwartungen dann enttäuscht, denn Widmerpools zweite Ansprache ist zwar auch lang, doch voller Überraschungen, das Publikum lauscht ihr fasziniert, weil der Redner seinen bisherigen Überzeugungen abschwört. Er, Lord Widmerpool, OBE, Kanzler einer britischen Universität, verkündet: „I take pride in ridiculing what is – or rather was – absurdly called honour, respectability, law, order, obedience, custom, rule, hierarchy, precept, regulation, all that is insidiously imposed by the moraly, ideologically, and spiritually naked, and politically bankrupt, on those they have oppressed and do oppress.“ Das ist große Rhetorik: condemnations told in an almost classical way. Keine Rede mehr vom schlechten Redner Widmerpool. Es ist eine der vielen Überraschungen, die dieser Mann uns bereitet. Oder zumindest mir.

Meine Tischrede ist überschrieben mit „Kenneth Widmerpool’s Fan“, und ich bekenne mich dazu, keine andere Figur des „Dance“ höher zu schätzen als die bête noire dieses Romans. Oder den Frosch oder den Fisch, wie er von wechselnden Stimmen bei Powell bezeichnet wird – danke an die Organisatoren des heutigen Abends, dass sie diese Rede nicht nach dem Lachs angesetzt haben; es wäre zu klischeebeladen gewesen. Widmerpools Name ist der erste, der im Buch überhaupt fällt, lange bevor wir erfahren, dass der Ich-Erzähler Jenkins heißt. Doch nein, das stimmt nicht ganz, der erste Name im Buch ist der von Poussin, des Malers jenes Gemäldes, das dem ganzen Werk den Titel gibt – aber Widmerpool tritt als erster Akteur hervor, als Läufer aus dem Nebel einer frühen Winterabenddämmerung, und als er dreitausend Seiten später stirbt, tut er es wieder als Läufer im Nebel. Er ist nicht weit gekommen, könnte man meinen, doch was ist das für ein Leben, das im „Dance“ erzählt wird! Über Widmerpool erfahren wir mehr als über alle anderen Personen des Romans, viel mehr als über Nicholas Jenkins selbst, der sich als Beobachter begreift, nicht als Akteur,

und deshalb keine beachtenswerte Karriere macht, auch wenn er in eine Adelsfamilie einheiratet. Widmerpool, der beklagenswert unsportliche Läufer – trotz allem Training wird er in Wettkämpfen bestenfalls Vorletzter, und als er einmal an die Spitze eines Laufs geht und Tempo macht, wird es prompt sein letzter sein –, dieser Widmerpool ist Jenkins im Leben stets voraus, und zwar mehr als nur einen Schritt.

Wie Powells Buchtitel auf Poussin verweist, tut es mein Vortragstitel selbstverständlich auf Oscar Wilde; man verzeihe mir die naheliegende Variation von „Lady Windermere’s Fan“, die nicht nur die Assonanz der Namen nutzt, sondern auch den Doppelsinn des Wortes „fan“. Powell war kein Fan von Wilde, sofern wir seinen Romanzyklus als Maßstab nehmen dürfen. Mehrfach findet der irische Dichter darin explizit Erwähnung, einmal schon ganz früh und ausgerechnet im Zusammenhang mit Le Bas, denn als das Freundestrio Jenkins, Stringham und Templer im Umland der Schule auf seinen Housemaster trifft, zitiert dieser Andrew Langs Ballade „To Theocritus, in Winter“ und lässt die Schüler raten, wer deren Urheber sei. Wie es so oft im „Dance“ der Fall ist, rezitieren die Akteure dann weitere Verse, und Stringham wählt – ohne den Verfasser zu nennen – drei Zeilen von Oscar Wilde, an die ihn Langs Gedicht erinnert habe. Le Bas antwortet ihm: „It is a villanelle. I believe Oscar Wilde wrote it, didn’t he? Not a very distinguished versifier.“ Diese Antwort ist wiederum im Kontext der Literaturgeschichte hochsubtil, denn Le Bas identifiziert scheinbar souverän die Form der Villanelle, des neapolitanischen Volkslieds, doch natürlich dürfte er als ausgewiesener Poesieliebhaber wissen, dass das berühmteste Beispiel in englischer Sprache ebenjene von Oscar Wilde ist, die einzige Villanelle übrigens, die dieser schrieb. Die Formulierung „I believe Oscar Wilde wrote it“ ist also pures Understatement, zumal das betreffende Lied seine Form schon im Titel trägt: „A Villanelle“ heißt es da nach dem Namen desjenigen, über den sie erzählt, und das ist ebenjener Theokrit, den auch Andrew Lang besang, ein griechischer Poet des dritten

vorchristlichen Jahrhunderts, der das Landleben zum Thema seiner Dichtung gemacht hatte. Powell erwähnt den Titel des Wilde-Gedichtes nicht; wir als Leser müssen selbst die Assoziation nachvollziehen, die Stringham zu seiner Rezitation gebracht hat – Theokrit bei Lang führt zu Theokrit bei Wilde –, und wir müssen dann den herablassenden Gestus von Le Bas durchschauen, um im Housemaster einen Schauspieler zu erkennen, der nicht erraten, sondern natürlich gewusst hat, um was es sich hier handelt.

Über diese gespielte Naivität kommt das ins Spiel, was Wildes Ruhm ausmacht: die Komödien. Sie sind denn auch der Gegenstand seiner zweiten Erwähnung, in „Casanova’s Chinese Restaurant“, dem fünften Band des „Dance“, in dem wieder Stringham Anlass bietet, Wilde zu evozieren, denn er nimmt gegenüber einer Gesprächspartnerin eine charakteristische Haltung ein, „as he addressed her in the manner of a drawing-room-comedy by Wilde or Pinero“. Eines dieser drawing-room-plays war „Lady Windermere’s Fan“, und so wie sich darin die scheinbar skandalöse Mrs Erlynne – in deren Namen wir die kaum minder schlecht beleumundete Mrs Erdleigh von Powell anklingen hören – als die edelste aller Damen, nämlich jene „brave Frau“ des Untertitels der Komödie, „A Play About a Good Woman“, erweist, so wird auch Widmerpool bei allem zweifellosen Opportunismus zum braven Mann, der am Schluss nicht nur für seine neugewonnenen alternativen Überzeugungen stirbt, die er bezeichnenderweise im Epochenumbruchsjahr 1968 annimmt, sondern auch für seine so lange unterdrückten sexuellen Gelüste. Aber das zu enthüllen würde in mancher Hinsicht zu weit führen, und vielleicht sind Sie ja mit der Lektüre noch gar nicht alle beim letzten Band angelangt.

Nur eines noch zu Oscar Wilde. Ich nannte bisher zwei Erwähnungen im „Dance“, und so viele verzeichnet auch Hilary Spurling, die große Kommentatorin des Romans in ihrem unentbehrlichen Handbuch „Invitation to the Dance“. Eine dritte hat sie übersehen, eine unscheinbare, weil sie anscheinend nur mit dem Namen des Dichters spielt. In „Temporary Kings“,

dem vorletzten Band, wird eine alte Schauspielerin namens Maliphant erwähnt, die sich an ihre früheren Bühnentrumphe, die „old Chelsea days“, erinnert, „saying ‚Wilde‘ when she meant ‚Whistler‘“, wie es dort heißt. Erstaunlich, dass eine Theaterschauspielerin überhaupt von einem Maler statt von Oscar Wilde gesprochen haben soll, aber natürlich weiß Powell, dass Whistler 1903 in Chelsea gestorben ist, und so ist die Tatsache, dass Mrs Maliphant von ihm erzählt, nur ein weiterer „Dance“-interner Schlag gegen den Schriftsteller.

Sie merken, meine Tischrede war wirklich nicht mehr als eine Spielerei, eine Blütenlese zu Wilde und Widmerpool, die womöglich nicht zufällig im Alphabet so eng benachbart sind. Als der „Dance“ sich dem Ende zuneigt, verfällt Widmerpool einer Sekte, und er tut es, weil er sich davon Harmonie verspricht – er, der scheinbar ständig daran arbeitete, die Menschen auseinanderzubringen, auf das Platz für ihn wäre. „Hearing Secret Harmonies“ ist nicht nur der Titel des letzten Bandes, es könnte auch der Leitfaden für ein anderes Verständnis dieses schwierigen Charakters sein. Wie viel wäre über Kenneth Widmerpool zu sagen, den nicht minder Missverstandenen als Oscar Wilde und den doch auch wie dieser dessen, wessen er beschuldigt wird, nicht Unschuldigen. Aber so viel Zeit bietet uns dieser Abend nicht. Darum sei geschlossen mit Oscar Wilde: Ernst sein ist alles. Denn dieses Le-Bas-Dinner tagt ja nicht im Ritz, sondern im Ernst. Und dessen Pudding wartet.